

Zeitschrift: Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur
Herausgeber: Franz Otto Schmid
Band: 5 (1910-1911)
Heft: 7

Artikel: Das Vaterländische in Gottfried Kellers Gelegenheitsdichtungen
Autor: Schmid, F.O.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-751334>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Vaterländische in Gottfried Kellers Gelegenheitsdichtungen

Von F. D. Schmid

(Schluß)



Ähnlichen Inhalts wie das „Wegelied“ ist das Gedicht, das Gottfried Keller bei Anlaß des eidgenössischen Schützenfestes im Jahre 1872 schrieb. Das Land war damals durch die heftigen Parteikämpfe, die der Revision der Bundesverfassung vorausgingen, aufs höchste erregt und zerrissen. Und wie auch heute noch oft, stießen sich hart im Raume die Sachen, tobte der Streit der Meinungen hin und her, wurden heftige Reden geführt und die Massen zu wilden Ausbrüchen der Volkswut aufgewiegelt; unverföhnlich scheinbar und im tiefsten Haß standen sich die Parteien gegenüber, und es war, als ob nie mehr eine Brücke der Verständigung über den breiten Abgrund hinüberführen würde, der die Anschauungen trennte. Aber wie kaum einer, erkannte die tiefe und wahre Vaterlandsliebe Kellers, daß dies alles nur symptomatische Erscheinungen gewisser politischer Reizzustände sind, daß turmhoch über den Gegensätzen der politischen Anschauungen, der Rassen, der Sprache und des Glaubens im Schweizer der Allgemeingedanke steht, das Gefühl, daß wir alle Kinder eines Geistes sind, jenes guten alten Schweizergeistes, der, wenn es notwendig ist, sein Lehtes opfert, um die von seinen Vorfahren in blutigen Kämpfen erworbene Freiheit und Unabhängigkeit zu bewahren. Nicht mit tönenden Schützenfestphrasen und großen Worten, nicht mit blinkenden Reden und vielen Hochrufen, sondern mit der Tat.

Und zürnt ihr, sei die Hand geballt
Von echtem Freundeszorn.
Sie öffnet sich, sobald erschallt
Das alte Wunderhorn!
Wir dürsten all' nach Einem Trank
Und baden alle, wenn wir krank,
In Einem klaren Born!

Noch eindringlicher kommt das oben Gesagte in den Gelegenheitsversen Kellers „Die Landesammlung zur Tilgung der Sonderbundschuld“ zum

Ausdruck. Der „Schweizer Geist“, wie ich ihn nennen möchte, ist in diesem Gedicht so konzentriert enthalten, wie es kaum intensiver und treffender möglich ist, und wie ihn eben nur jemand wiedergeben konnte, bei dem dieser Geist die Grundlage seines Wesens und seines Charakters bildet.

Wohl dehnen endlos Steppen sich,
drauf dünnes Volk gesäet,
In dessen Hirn ein leichter Geist
wie Sand vorm Auge wehet;
Doch unser Land ist eng und hoch
zum Himmel aufgetürmt,
Darinnen hat ein groß Geschick
schon manches Mal gestürmt.

Und dieses Schicksals nennen wir
mit Fug uns selbst die Schmiede;
Wir feilen sechs Jahrhundert schon
am selben alten Liede,
Bald sacht und leis, bald laut und rauh,
wie es der Zeiten Lauf;
Und mehr als einmal sprüht' es heiß
von Feil' und Hammer auf!

Das Sprühen ist der Bürgerkrieg,
der Völker Fluch geheißten;
Doch festet es ein gut' Metall,
wo schwache Ketten reißen.
Gerade weil wir Schmiede sind,
so schmieden wir in der Glut,
Die Pflugschar in der eig'nen Ess',
das Glück aufs neue gut!

Die rechte Faust im Bürgerkrieg
verkrallt und festgebunden,
Hat doch die link' den fremden Feind
dort kämpfend überwunden,
Wo bei Sankt Jakob an der Birs
ein Mann auf zehen kam,
Die sterbend zur Gesellschaft er
mit sich zum Hades nahm.

Nicht solcher Taten rühmen wir
- uns, die wir heute leben;
Jedoch, ist leichter uns're Hand,
ist geistiger auch das Streben.
Und zankten wir, und brauchten wir
die Ratio ultima,
So sind nun alle überzeugt
und alle sind noch da!

Wir stritten nicht um Geld und Gut
 und nicht um Land und Leute;
 Die Leute waren wir alle selbst,
 ein neuer Bund die Beute,
 Ein neues Recht, ein neues Haus,
 doch auf dem alten Plan,
 Und, außer dem guten Neuenburg,
 kein neuer Stein daran!

Der Raum ist eng, die Seelen fest:
 hie alte — hie neue Zeiten!
 Erscholl's und blutig maßen sich
 die Mehr- und Minderheiten.
 Doch nun der Streit gestritten ist,
 so sind wir wie Ein Mann,
 Ein Mann, der sich bezwungen hat,
 und niemand geht's was an!

Wir teilen in die Arbeit uns
 als werkerfahr'ne Geister;
 Doch keiner hat nun Knechteslohn
 und alle sind wir Meister!
 Was soll nun noch das Schuldenbuch,
 der schnöde Kostenpunkt?
 Ein Wicht, der sich bezahlen läßt
 das Glück, womit er prunkt!

Wie der Prozeß im Volk begann,
 als es zum Krieg gepiffen,
 So sei nun diese Sühne auch
 zuerst vom Volk ergriffen!
 Du Schreiber in der Halle dort
 zerreiße flugs den Wisch,
 Denn sieh', schon drängt sich Kind und Greis
 um deinen Rechentisch!

Auf ein wesentliches Moment in diesem Gedicht möchte ich noch besonders hinweisen, hauptsächlich deswegen, weil — wie schon früher betont wurde — es in neuester Zeit scheint, als ob bei vielen Schweizern eine unserer höchsten demokratischen Tugenden einem gespreizten Ausländertum, einem einfältigen Nachäffen fremder Sitten und Einrichtungen, die auf unsere Verhältnisse ungefähr passen wie ein Kohlkopf auf einen Kirschbaum, Platz machen wollte. Ich brauche wohl nur auf die oft so komisch wirkende snobistische „Engländerei“ gewisser Kreise im zivilen Leben, auf das wurzellockere Nachahmen fremden Wesens in unserer militärischen Erziehung hinzuweisen, um anzudeuten, welche Tugend damit gemeint ist: Es ist das feste und sichere

Berufen auf sich selbst, das stolze und klare Bewußtsein, daß unser Land aus eigenem Vermögen in jahrhunderte langer Entwicklung und unter schweren Kämpfen das wurde, was es heute ist, die Erkenntnis, daß gerade in unserer Eigenart die stärksten Wurzeln unserer Kraft liegen, und wir es deshalb nicht nötig haben, in so lächerlicher Weise dem Auslande nachzulaufen. Es ist die bestimmte Abwehr alles dessen, was nicht aus uns selbst tief und voll herausklingt, mit andern Worten, die Abwehr all des Unwahren, Gespreizten, all des Zersekenden und Wurzellosen, alles dessen, was nur auf den schönen Schein statt auf das wahre Sein geht. Keller weiß es sehr wohl, die Zeiten sind nicht stehen geblieben, die Entwicklung der Dinge hat viel verändert, vieles umgestaltet, verfeinert oder auch bloß verflacht. Aber das sind alles nur Äußerlichkeiten im Vergleich zu dem Bewußtsein, das in jedem Schweizer leben soll und muß, daß nur durch die Bewahrung unserer Eigenart wir das sein und bleiben können, was wir sind.

Wie sehr dieser Gedanke in Gottfried Kellers Wesen wurzelte, zeigt die Liebe, mit der er in fast allen seinen Gelegenheitsdichtungen immer wieder darauf zurückkommt und ihn in den verschiedensten Formen variiert. So unter anderm auch in dem poetisch ungemein wertvollen „Prolog zur Schillerfeier in Bern 1859“. Auch hier hat er Schweizernatur und Schweizerart in ihrem innersten Kern getroffen.

Ob wir in unserm Land gelassen hausen,
 Ob regen Sinnes in die Ferne schweifen,
 Wir schaffen allwärts recht und schlecht das uns're,
 Nie rühret uns, was unerreichbar ist.
 Auch kizelt uns nicht müßige Verehrung,
 Ein Bild zu schaffen und es anzubeten,
 Weil stolz bescheiden wir uns rühmen dürfen:
 So manchen guten Mann wir unser nennen,
 Die Quelle seines Wertes springt im Volke,
 Und was er ist, dankt jeder dieser Quelle.
 Und dennoch preisen wir des Tages Helden
 Im wohlernwognen Sinn für künft'ge Tage.
 Uns hat das Schwert das Vaterland gegründet,
 Wie's uns behagt, ein warm gebautes Haus.
 Die eig'ne Treu, dazu die Gunst des Himmels,
 Ein freundlich Glück im Sturmgewog' der Zeiten
 Erhielten uns das Haus mit seinem Wappen.
 Doch was der Väter Schwert nachhaltig schuf,
 Was der Geschlechter treue Denkart wahrte
 Und was des Himmels Sonne hell besiegelt:

Nicht ist es uns ein Bett der trägen Ruhe,
 Der Buhlerin des grauen Unterganges!
 Nein, rüstig leben wir und tun es kund
 Im rastlos wachen Fleiß, der sich ergeht
 In Talesgründen und auf luft'gen Höhen,
 Und uns're hurt'gen Wasser treiben lachend,
 Das Land durcheilend, tausend schnelle Räder.
 Auf allen Meeren schwimmen uns're Güter,
 Und wo die großen Völker ihre Märkte
 Wettfeierend halten, breitet auch der Schweizer
 Kühnlich die reichgehäuften Waren aus.
 Zugleich wird fort und fort das alte Schwert
 Mit neuem Eifer vorbedacht geschliffen,
 Dem ärmsten Mann im Land zu Trost und Freude.
 In hellen Sälen wird Vertrag und Recht,
 Gesetz und Ordnung forschend ausgebildet,
 Wie es das wechselvolle Leben heischt;
 Und selbst der Gegensätze zornige Flammen
 Befiegt die stärk're Hand des guten Willens,
 Der nicht vergeblich in die Schule ging.

Doch ist der Augenblick uns nicht das Höchste!
 Drum führt der kinderfrohe Schweizermann
 Der Jugend Scharen auf die freien Fluren,
 Da läßt er kühn sie in der Sonne spielen,
 An Tage sinnend, wo er nicht mehr lebt;
 Und denkt er ehrend der Vergangenheit:
 Des Landes Hoffnung liebt er wie sich selbst.
 Der Enkel Wohlfahrt wägt er als die eig'ne,
 Das ist die schönste Krone, die ihn ziert.

Das ist das Wort! und mutig sag' ich es:
 Vorüber sind die halbbewußten Tage
 Unsichern Werdens und dämon'schen Ringens!
 Und freudig sag' ich: unserer Geschichten
 Sei nur das erste Halbteil nun getan!
 So gilt es auch, die andre schuld'ge Hälfte
 Mit unerlässlicher Hand heranzuführen,
 Daß hell das Ende, das uns einst beschieden,
 Sich in des Anfangs fernem Glanze spiegle,
 Und daß es heißt: was diese werden konnten,
 Das haben sie voll Lebensmut erfüllt!

Auf! schirrt die Wagen! bewimpelt eure Schiffe,
 Ins Reich der dunkeln Zukunft auszufahren,
 Ein enig durchgebildet Volk von Männern,
 Das redlich selbst sich prüft und kennt und dennoch
 In ungetrübter Frische lebt und wirkt,
 Daß seine Arbeit festlich schön gelingt,
 Und ihm das Fest zur schönsten Arbeit wird!

Eigentlich gehörte nun an den Schluß dieser Ausführungen Kellers wundervolles Lied „Ans Vaterland“, diese Perle aller Vaterlandsgejänge. Es ist aber so bekannt, daß ich statt dessen lieber die schönen Schlußstrophen des „Eröffnungsliedes zum eidgenössischen Sängertag 1858“ hinsetze:

Es ward geraten, ward gebrant
 Auf aller Herren Gassen;
 Doch jeder tat da, still wie laut,
 Was er nicht konnte lassen!
 Ein Mehrer seines Reichs zu sein,
 Dünkt sich der Fürst im roten Schein;
 Wir mehrten nur im Heimatland
 Den Menschenwert mit reiner Hand!
 Erhebt die Stimmen froh und hell!
 Ringt um des Preises Schale!
 Dann setzt euch an den Purpurquell,
 Singt abermals beim Mahle!
 Und singt: das Land ist eben recht,
 Ist nicht zu gut und nicht zu schlecht,
 Ist nicht zu groß und nicht zu klein,
 Um drin ein freier Mann zu sein!
 Wie grüne Au'n im Firnenschnee
 In alter Zeit verschwunden,
 So hat noch jedes Volk das Weh
 Des Endes auch empfunden;
 Doch trogen wir dem Untergang
 Noch langhin mit Sang und Klang!
 Noch halten wir aus eig'ner Hand
 Dich hoch empor, o Vaterland!

Mögen diese Worte des freiheitsstolzen Republikaners und echten Schweizers noch lange ihre Wahrheit erweisen.

Lateinische und germanische Kultur

Von H. Correvon



Es gibt eine Zeit in unserer Entwicklung, wo wir ein Stadium lateinischer Vergötterung durchmachen, wo wir alle Momente der französischen Revolution durch einen goldnen Schleier sehen, mit glühender Begeisterung das Italien der Renaissance und die Kunstentwicklung des Cinquecento bewundern, wo wir glauben, daß ein Kulturfortschritt, ein weiterer Schritt in der Entwicklung der Menschheit überhaupt nur unter lateinischer Ägide möglich sei.